

SCHWULE KLISCHEES

ANDREA LORENZO SCARTAZZINIS «EDWARD II.» AN DER DEUTSCHEN OPER BERLIN (UA)



© Burkhard Ulrich

Demaskiert die verlogene Gesellschaft | «Edward II.» von Andrea Lorenzo Scartazzini

■ Groß angekündigt wurde die Uraufführung von *Edward II.* als «die erste schwule Oper». Das stimmt natürlich nicht. Da wäre zum Beispiel *Brokeback Mountain* von Charles Wuorinen (UA 2014, Madrid). Und Brittens homoerotischer *Billy Budd*. Aber ja, werbestrategisch war das sicher gut. Was man aber nicht unter den Tisch kehren kann, ist der Fakt, dass der Komponist Andrea Lorenzo Scartazzini und der Librettist Thomas Jonigk das Schwulsein thematisieren wollten. Das haben sie in Fülle getan – jedoch mit den vorstellbar konservativsten Opernmitteln.

Die Eröffnung ließ zunächst aufhorchen. Tief grollende Streichercluster, die man erst gar nicht als intendierte Musik wahrnahm, wuchsen aus dem Orchestergraben heran, in den Edward seine ersten einsam-suchenden Worte stieß. Im Nu füllte sich die Bühne und die alptraumhafte Szene einer Misshandlung durch glühende Eisenstangen im Po des Protagonisten und seines Liebhabers Gaveston führte die Zuschauer direkt ins Geschehen. Diesem ersten Bild folgten dann neun weitere Plateaus, nun mehr oder weniger chronologisch verfasste Szenen der Oper, die einige wenige Plotpoints nutzten, um den grausamen Untergang des Königs abzubilden: Edward begehrt Gaveston und nicht die Königin. Die ist erzürnt und verbündet sich mit Mortimer, einem Earl, um

Edward vom Thron zu stürzen und Gaveston zu verbannen. Das Volk, der Chor, tut sein Bestes dazu. Ein historischer Stoff, der den Fall eines Königs beschreibt – im besten Sinne also große Oper; eine Grand Opéra des 21. Jahrhunderts haben es die Macher sogar formuliert. Grund des Sturzes ist diesmal nur nicht die Habgier, sondern die Homosexualität. Eine wahnsinnig gute Vorlage, die viel über die komplexe Psychologie heteronormativer Welten damals und heute erzählen könnte. Der Regisseur Cristof Loy inszenierte jedoch ein Klischee nach dem anderen, so dass am Ende nicht viel erzählt wurde: Der Chor wandelte sich mal schnell vom mittelalterlichen Pöbel in einen Anti-Homo-Demonstrationschor mit Plakaten und Transparenten. Die Nebencharaktere boten ein «Best Of» der Homo-Stereotype: Hier der lüsterne Bischof, die fickenden Soldaten, da die Dosenfutter essenden Lederschwulen, der drag-artige Engel. Neben ein paar Witzen kam da nicht viel bei rum. Diese Klischees blieben – vielleicht im besten Sinne der «großen Oper» – Bilder, Stereotype, die man sich für die ziemlich eindeutige Situation, dass da jemand aufgrund seiner sexuellen Neigung gestürzt wird, zu Nutze macht.

Im Verlauf des neunzigminütigen Abends kam dann aber doch immer mal wieder eine komplexe Situation auf, dass – wie sicher

oft in der Geschichte geschehen – Schwule gegen Schwule handeln, um im herrschenden System zu funktionieren. So misshandeln genau die Jungs, die sich zuvor am Gemäuer gelehnt abgeschleckt hatten, später die öffentlich denunzierten, vermeintlich schwulen Personen – natürlich gepaart mit ein paar Juden – man ließ nichts ungenutzt.

Das Bühnenbild von Annette Kurz erinnerte ein wenig an die Verfilmung der Edward-Geschichte durch den Experimentalfilmer Derek Jarman, auf die sich Scartazzini im Programmheft direkt bezieht. Hohe Lehmwände, vor denen sich eine altarähnliche Holzruine sehr, sehr langsam einmal um die Achse dreht. Ansonsten gab es ein paar Tische, auf die man sich legen oder stellen konnte. Was bei Jarman eine bewusst abstrakt-gekünstelte Kulisse darstellt, die die umso mehr gekünstelten, irgendwo zwischen dem 14. Jahrhundert und den 1980er Jahren angesiedelten Kostüme schildernd ausstellt, bleibt in *Edward II.* eine einfache Opernkulisse.

Hervorheben kann man jedoch die Musik. In ihrer Psychologisierung der Figuren, die sich vornehmlich um Wut und Schmerz drehen, schafft es das Orchester, unter der Leitung von Thomas Sondergård mit einer druckvollen, homogenen Klangmasse den Gewalttätigkeiten auf der Bühne Ausdruck zu verleihen. Die Partitur setzt sehr auf organische Bewegungen; die orchesterhierarchische Aufteilung der Streicher kommt selten zum Vorschein. Der den Protagonisten mimende Bariton Michael Nagy wie auch der übrige Cast überzeugten durchweg.

Edward II. ist eine in ihren Bühnenmitteln und Narrativen ganz klassische, ja konservative Oper. Wahrscheinlich spricht es für bzw. gegen die Oper als starr codiertes System, dass hier eine schwule Liebesgeschichte nicht selbstverständlicher erzählt werden kann. Mit den klischierten Bebilderungen und Charakterzeichnungen wirkte der Abend wie schlecht gemeintes Regietheater – nur ein Auftritt der Nazis hat da noch gefehlt! ■

Bastian Zimmermann